

Marburger Zeitung.

Nr. 82.

Mittwoch, 10. Juli 1867.

VI. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Anstellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gesaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Empfel gebühren kommen.

Zur Geschichte des Tages.

In Galizien gewinnt die russische Partei mit jedem Tage mehr Boden. Ihre Sendlinge durchziehen das Land, um hauptsächlich unter den Bauern Anhänger zu werben und diese besonders gegen den Adel aufzuwiegeln, was ihnen denn auch in ausgedehntem Maße gelingt. Selbst Soluchowski ist jetzt offenbar in seinen Maßnahmen unsicher, und man will wissen: er habe aus Wien den Befehl erhalten, nicht scharf gegen russische Unterthanen aufzutreten, und die Aufwiegler, nur wenn sie vollständig überführt seien, über die Grenze zu weisen. Daß demzufolge vielleicht zwei Drittel aller russischen Wähler ihr Treiben im Lande fortsetzen können, liegt zu Tage. Wenn die Regierung nicht bald strenger auftritt, und den Rücksichten auf Rußland entsagt, sind die traurigsten Erschütterungen zu erwarten. Der polnische Adel hat Schriften drucken und an die Regierung einschicken lassen, in denen die Ruthenen offen als Werkzeuge Rußlands geschildert werden.

Die Frage, wie sich die Regierung den russischen Wühlereien gegenüber zu verhalten habe, ist eine der wichtigsten. „Hon“, das bedeutendste Blatt der ungarischen Linken, spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Thatsachen, wenn sie noch so betrübend sind, kann und darf man nicht verheimlichen oder ableugnen. Regierung und Nation sollen wissen, mit welchen Faktoren sie zu rechnen haben. Doch haben wir auch keinen Grund und wäre es selbst nicht von Rußland, uns übermäßigen Besorgnissen hinzugeben. Mit Freimüthigkeit und vorsichtiger Mäßigung sollen wir bemüht sein, unsere innere Organisation je früher zu beendigen. Die Regierung aber handle mit kluger Umsicht, dabei entwickle sie jedoch auch Festigkeit und, wo es nothwendig ist, selbst Strenge. Sie achte jede Bewegung im Innern, die berechtigt und gesetzlich ist, die aus dem Volke und dem Nationalitätsgefühl entspringt. Gegen diese Bewegungen sei sie schonungsvoll; doch muß sie jede

Bewegung, die im Auslande ihre Quellen hat, die von Petersburg aus geleitet wird, unterdrücken oder hemmen; eine übermäßige Schonung jenen Personen gegenüber zu üben, die erwieslich in russischem Solde stehen, wäre nichts Anderes, als eine Ermuthigung jener Individuen, wäre nichts Anderes, als Schwäche.“

In der italienischen Kammer der Abgeordneten wird gegenwärtig das Gesetz über die Kirchengüter verhandelt. Der Ausfußbericht, welcher den Gesetzentwurf einbegleitet, ist ein sehr umfangreiches Aktenstück: der größere Theil desselben betrifft die praktische Einzelheiten; im Eingange aber wird der grundsätzliche Standpunkt des Ausschusses gekennzeichnet und betont, daß es sich vor Allem um vollständige Beilegung der todtten Hand, so wie um den Einfluß der hierauf bezuglichen Gesetze, die bis jetzt verschieden seien in verschiedenen Theilen des Königreichs, handle. „Es ist unsere Pflicht“, heißt es in dem Berichte, „den Zeitgeiste Rechnung zu tragen und in kluger Voraussicht die vollständige Einbürgerung der Gewissensfreiheit und der Religionsfreiheit vorzubereiten. Es ist unsere Pflicht, in Erwartung derselben und den dringenden Forderungen der Gegenwart entsprechend, die Beweglichkeit des Eigenthums, besonders desjenigen von Liegenschaften, vollständiger zu machen; dieselben wieder der Freiheit der Aktion, wieder dem Leben zu übermitteln, das bisher thatsächlich, wie das bezeichnete Wort so kräftig sagt, von der „todten Hand“ auf eine so vererbliche Weise verneint worden. Die Nation übt, wenn sie also handelt, nicht nur ihr gutes Recht aus, sondern sie zerreißt nur die unnatürlichen Fesseln, welche die richtige und nothwendige Entwicklung ihrer wirtschaftlichen und intellektuellen Kräfte hemmen.“

In Paris betrachtet man die preussisch-russische Allianz, kraft welcher Preußen so rasch als möglich Süddeutschland, Rußland Galizien an sich ziehen und Oesterreich noch eher als die Türkei getheilt werden soll, als eine zwischen Berlin und Petersburg längst schon vertragsmäßig festgestellte Thatsache. In den Tuilerien ist man der Meinung, daß dieser

Pfeisenhannes.

Von
J. J. Temme.

(Fortsetzung.)

Er ging, mißmuthig gestimmt, zu dem Baron Rudolph. Dieser empfing ihn niedergeschlagen.

„Was bringst Du mir, lieber Vetter Burkhard?“

„Gnädiger Vetter Rudolph, ich habe Dir nichts Gutes mitzutheilen.“

„Und wir haben in den letzten Tagen schon so viel Schlimmes hier gehabt!“

„Ja, es thut mir wahrhaftig leid, mein lieber gnädiger Vetter, aber es ist doch meine Pflicht, daß ich damit herauskomme. Die Gouvernante, die Wamsell Schöder, hat die gnädige Cousine nicht vergiftet.“

„Auch ich glaube das nicht, lieber Vetter. Aber ich darf dem Gerichte nicht vorgreifen, und sodann, wer ist der Thäter?“

Aber der brave Baron Burkhard schwieg. Er wollte ja nur dem Baron Rudolph den ungerechten Verdacht gegen die Gouvernante benehmen. An deren Unschuld glaubte ja nun der Baron, da war es seine Sache nicht, Andere zu verdächtigen. Freilich, er hatte sich schon verrathen.

„Wer der Thäter ist, Vetter Burkhard?“ fragte der Gutsherr nochmals; „Du weißt es.“

„Nein, nein, ich weiß es auch nicht!“

„Das freut mich, lieber Vetter, denn ich höre von ganz abscheulichen, wahrhaft niederträchtigen Verleumdungen, gar gegen die nächsten Verwandten. Aber die Rache kann sie nur eingegeben haben, die Rache gemeiner Personen; sie werden ihrer verdienten Strafe nicht entgehen, und dann werden Lüge und Verleumdung verstummen. Wehe denen, die wieder ein Wort sprechen würden!“

Das sprach der Gutsherr ernst und entschieden.

Der Baron Burkhard verstummte.

So waren auf einmal alle Vorsätze, mit denen er hergekommen

war? Und doch waren sie nicht ganz verschwunden! Er nahm sich ein Herz wenigstens zu einer Bitte:

„Gnädiger Vetter Rudolph, ich habe Dich lieb. Du bist ein so braver Mensch, bist mein naher Verwandter —“

Auf einmal stockte er doch; er mußte den Gutsherrn ansehen. Der „dumme Gedanke“, der so oft sich seiner bemächtigte, wenn er seine Verwandten sah, schien wieder über ihn gekommen zu sein.

Der Baron Rudolph von Mahlow, Guts-, Erb- und Gerichtsherr auf Voltenhagen, Hohenwalden und Niederurnen, war ein hübscher, blonder Mann, so frisch, daß man meinen konnte, er habe die zwanziger Jahre noch nicht überschritten, obwohl er schon in der Mitte der dreißiger stand. Er sah dabei sehr wohlwollend aus, und der Blick seiner Augen zeigte, daß es ihm auch nicht an Geist fehlte, der nur in Voltenhagen wenig ausgebildet sein mochte. Nur aristokratische Formen und Züge zeigte er nicht; darin hatte der Baron Burkhard in seinen geheimen Selbstgesprächen Recht, und der brave Vetter mußte auch jetzt unwillkürlich die Nase ansetzen, die zwar Recht sein geübt, aber nicht gebogen war, die Hände, die mit den schönen Händen des Vitters Burkhard sich gar nicht messen konnten, die Füße, die viel breiter und länger waren, als die feinen.

„Was siehst Du mich so an, Vetter Burkhard?“ fragte ihn der Gutsherr.

Er erschrak; aber er wußte sich in seiner Einfalt doch zu fassen.

„Lieber gnädiger Vetter Rudolph, ich mußte Dich darauf ansehen, daß Du ein so hübscher, braver Mann bist, und daß es mir — ja, es sollte mir in der Seele wehe thun, wenn Du — es muß heraus — wenn die Kouline Fanny Deine Frau würde. Sie darf es nicht werden, und ich wollte Dich bitten —“

Der junge Baron wurde wieder sehr ernst.

„Lieber Vetter,“ unterbrach er den Andern, „zuerst muß ich Dir bemerken, daß ich gar nicht begreifen kann, wie Du dazu kommst, von Heirathen zu mir zu sprechen, und gar am ersten Tage nach dem Begräbniß meiner armen Frau. Ich kann nur annehmen, daß Deine Worte in dieser Beziehung völlig unüberlegt waren, und darum verzeihe ich Dir die schwere Beleidigung, die eigentlich für mich darin läge. Sodann aber ersehe ich doch zu meinem tiefen Bedauern, daß Du jenen niederträchtigen Verleumdungen, von denen ich eben sprach, Dich nicht hast entziehen können, ja ich muß sogar fürchten, daß Du von den Verleumdern Dich hast verleiten lassen, ein allerdings unbewußtes Werkzeug für ihre gemeine

preussisch-russischen Allianz ein Gegengewicht in einer Allianz zwischen Oesterreich, Italien und Frankreich gegeben werden soll, deren nächster Zweck wäre, vor Allem die Vereinigung Süddeutschlands mit Preußen zu verhindern. Sollte derlei ernstlich versucht werden, so würde man dies als Kriegsfall betrachten: Frankreich besetzt Süddeutschland, welches späterhin mit Oesterreich vereinigt wird. An Italien tritt Oesterreich das Gebiet von Trient ab, und wenn der Verlauf des Krieges der Wiederherstellung Polens günstig ist, so würde Oesterreich Galizien an Polen überlassen. Das sollen die Grundzüge des Vertrages sein, welcher ein Gegengewicht gegen die preussisch-russische Allianz herzustellen bestimmt ist. Die österreichisch-französisch-italienische Allianz würde die naturgemäße Folge des preussisch-russischen Bündnisses sein, ja man versichert in Paris, daß die Einigung mit Wien bereits erzielt ist.

Die jetzige Haltung der amtlichen und halbamtlichen Blätter in Bezug auf den Kaiser Maximilian, berichtet man aus Paris, ist nun so auffallender, weil sie mit derjenigen der letzten Monate so grell im Widersprache steht. So lange eine besonnene, doch nachdrückliche Sprache noch Eindruck in Amerika machen und zur Rettung des Kaisers beitragen konnte, schwieg man und duckte man sich, offenbar um sich keine Weiterungen mit Seward zuzuziehen; jetzt, wo aller Eifer zu spät kommt, möchte man die ganze Welt für Frankreich in die Schranken rufen. Man bedauert, daß Frankreich eine so herausfordernde Sprache führe, ohne Mittel zu besitzen, die mexikanische Regierung bestrafen zu können. Den Daily News wird aus Paris geschrieben: „Indem er den Ausbruch der Festlichkeiten ankündigt, erwähnt der Moniteur den Namen Maximilian's seit vielen Monaten wieder zum erstenmale. Wer seine ganze Weisheit also ausschließlich in dem amtlichen Blatte geschöpft, mußte bis jetzt der Ueberzeugung leben, daß Maximilian noch immer der volksthümliche und fest auf seinem Throne sitzende Monarch sei, wie der Moniteur ihn im vorigen Jahre schilderte.“

Abschaffung der Menschenopfer.

Marburg, 9. Juli.

Wir lassen uns erzählen, daß vor achtzehnhundert Jahren schon ein römischer Kaiser in den Gauen am Draußuß die Menschenopfer abgeschafft — wir brüsten uns, daß keine Menschen mehr geopfert werden. Allein wir sind noch in einem schweren Irrthume: wir denken nur an die Opfer, die man einst den erzürnten Göttern gebracht, vergessen aber, daß es noch immer eine Göttin gibt, welche durch Menschenopfer verhöhnt werden muß — wir vergessen, daß die Todesstrafe noch besteht.

Die Verteidiger der Todesstrafe behaupten, daß der Staat dem Verbrecher gegenüber sich in Nothwehr befinde. Strafrechtlich kann jedoch von einer Nothwehr nicht mehr die Rede sein, sobald der Angegriffene seines Gegners sich bemächtigt. Der Verbrecher ist bereits in der Gewalt des Staates, ist wehrlos, wenn es zur Vollziehung der Todesstrafe kommt — es fehlt somit das erste und wichtigste Merkmal der Nothwehr. Hat aber der Staat, wie man versichert, zur Beschützung seiner Bürger es nöthig, gewisse Verbrechen mit dem Tode zu bedrohen, so stellt er sich nur ein Zeugniß der Armuth aus — so gesteht er, daß

seine Sicherheitspolizei den Anforderungen des Rechtsstaates nicht entspricht. Dagegen soll aber nicht die Todesstrafe beibehalten — soll nur die Sicherheits-Polizei besser geordnet werden.

Das bequemste und sicherste Mittel gegen Verbrecher ist die Todesstrafe allerdings: der Staat entledigt sich der Pflicht, für die Besserung Jener zu sorgen, welche durch vernachlässigte Erziehung, durch die Mängel der staatlichen Einrichtungen — also durch die Schuld des Staates — Verlezer seiner Ordnung geworden.

Unschädlich gemacht wird ein Verbrecher durch den Tod gewiß, und hat dies auch den alten Drako bewogen, jede Gesetzesverletzung mit dem Tode zu bestrafen. Ist aber die Verhütung der Verbrechen erreicht worden von Drako und Allen, die ihm nachgefolgt? Hat das Biertheilen, Ersäufen, Lebendigbegraben, Verbrennen, Hädern, Köpfen, Hängen und Erschießen von Verbrechen abgeschreckt? Werden nicht gerade dort die häufigsten Verbrechen begangen, wo die meisten Galgen stehen?

Die öffentliche Hinrichtung gewöhnt die Zuschauer an den gräßlichsten Anblick, den es für Menschenaugen geben kann, verwildert das Gemüth, stumpft das Gefühl ab, verdirbt die Sitten des Volkes — bereitet den Boden, auf welchen verbrecherische Gedanken und Entschlüsse reifen.

Um den verderblichen Wirkungen der öffentlichen Hinrichtung vorzubeugen, hat man nach dem Beispiele Württembergs die Vollstreckung der Todesstrafe in geschlossenem Raume mit Beiziehung von Urkundspersonen empfohlen. Wenn aber nach der Versicherung unserer Gegner Menschenopfer so unerlässlich, warum sollen die Hüter als Diener der Göttin Gerechtigkeit das Licht des Tages scheuen? Und wer gibt dem Staate das Recht, einen Bürger zu zwingen, bei der Hinrichtung in geschlossenem Raume Zeuge zu sein? Und wenn der Staat kein Zwangsrecht hat und kein Bürger freiwillig diesem gräßlichen, Herz und Sinne verwirrenden Schauspiel beivohnt — wer könnte denn noch als Urkundsperson zugezogen werden? Die Strafrichter selbst, welche das Urtheil gefällt? Darf im Verfassungsstaate bei der Trennung der Gewalten, der Richter zugleich vollziehen lassen? Darf geheim vollzogen werden, was der Richter im öffentlichen Gericht ausgesprochen?

Nicht allein des Verbrechers, sondern auch — und ganz besonders — des Volkes wegen schafft die Menschenopfer ab — des Volkes wegen, daß im Staate zum reinen Menschenthum erzogen werden soll!

Bermischte Nachrichten.

(Mexico.) Der kaiserlich mexikanische General Mendez, der jetzt von den Republikanern kriegsrechtlich erschossen worden, hat bekanntlich f. B. die republikanischen Generale Arteaga und Salazar gefangen genommen und erschießen lassen. Diese Beiden haben vor ihrer Hinrichtung an ihre Mütter geschrieben. Der Brief Arteaga's lautet:

„Uruapan, 20. Oktober 1865.

An Donna Apollonia Magalones de Arteaga (Aguas Calientes.)

Meine angebetete Mutter! Ich bin am 13. d. M. von den kaiserlichen Truppen gefangen genommen worden und werde morgen erschossen werden.

Ich bitte dich innig, liebe Mutter, verzeihe mir alles Unrecht, welches ich dir während der ganzen Zeit angethan habe, seit ich wider deinen Willen der Waffenlaufbahn gefolgt bin.

Nache werden zu sollen. Ich hoffe, Vetter Burkhard, daß über den Gegenstand kein Wort weiter von Deinen Lippen kommt, weder gegen mich, noch gegen irgend einen andern Menschen.“

Der Baron verbeugte sich vornehm gegen seinen Vetter. Er war der Gutsherr, der Vetter war der arme Vetter.

„Lieber gnädiger Vetter,“ stammelte der Baron Burkhard, „Du bist doch nicht ungnädig geworden? Ich meinte es wahrhaftig nur gut mit Dir.“

„Ich weiß es, lieber Vetter, und ich bleibe Dir gut,“ sagte der Baron Rudolph, der auch ein gutmüthiger Mann war.

Und dem Baron Burkhard wurde das Herz wieder leicht. „Ach, ich wußte es, daß Du immer mein gnädiger Vetter bist,“ bemerkte er und beim Fortgehen sagte er noch: „ich empfehle mich Dir zu fernerer Gnade.“

Aber draußen im Gange mußte er doch wieder den Kopf schütteln: „Und er ist doch mein Vetter nicht. Welche Nase, welche Hände, welche Füße!“

Dann mußte er wieder auf andere Gedanken kommen: „Aber die arme Gouvernante ist verloren. Das ist nun keine Frage mehr. — Doch es ist nicht meine Schuld; ich habe gethan, was ich konnte. Der Vetter Paul aber und der Wilibald, auch die Koufine Fanny — ah, die haben viel auf ihrem Gewissen; ich möchte es nicht mit ihnen tragen, wenn die Koufine Fanny hier auch gnädige Frau wird.“

Er wurde in seinen Gedanken unterbrochen. Draußen auf dem Hofe wurde ein furchtbarer Schrei laut; ein Wimmern folgte, aufangeht laut, dann leiser. Eine Frau hatte plötzlich aufgeschrien und wimmerte in Schmerzen weiter.

„Was ist denn das?“ rief der Baron. Aber wie er es gerufen hatte, wußte er es schon.

„Da wird Jemand gezüchtigt — hinten auf dem Stroh, das der Burisch zurechtlegte. Aber wer kann es denn sein?“

Er eilte den Korridor des Schlosses, in dem er ging, eilig entlang und floh die Treppen hinunter; athemlos kam er auf dem Schloßhofe an. Er war zu spät gekommen; alte Männer und alte Vögel können nur noch langsam fliegen.

Das Wimmern war vorbei. Es war hinten am Ende des Schlosses gewesen, wo der Feldhüter Wilm vorher das geheimnißvolle Strohlager bereitet hatte.

Aber die Leute des Schlosses standen dort noch beisammen und sie

standen so still, als wenn sie noch etwas erwarteten. Ganz zu spät war der Baron Burkhard nicht gekommen.

„Was giebt es?“ wollte er die Leute fragen.

Er brauchte die Frage nicht auszusprechen. Der Kreis der Leute öffnete sich; zwei Männer trugen auf ihren Armen einen weiblichen Körper heraus. Sie schienen eine Leiche zu tragen; das schneeweiße Gesicht hing herunter, mit unordentlich aufgelöstem Haar, mit geschlossenen Augen.

Der Baron erkannte die vor drei Tagen aus dem Schlosse entlaufene Milchmagd Christine, die Braut des Rutschers Friedrich, der mit ihr das Schloß verlassen hatte.

„Ist sie todt?“ fragte der Baron.

„Nur ohnmächtig. Guck Gnaden,“ grinste der Feldhüter Wilm, der hinter der Unglücklichen ebenfalls aus dem Kreise hervortrat.

„Ja, ja, Guck Gnaden Herr Baron,“ sagte einer von den Leuten, „sie ist die schwache, kränkliche Person, die nicht viel vertragen kann —“

„Wer raisonnirt hier!“ rief der Feldhüter. Der Mann schwieg.

Die Ohnmächtige wurde in ein Nebengebäude getragen.

Auf dem Stroh sollte unterdeß eine neue Exekution vor sich gehen.

In dem halbgeöffneten Kreise sah man den Schäfer Stoffel stehen; den Rock hatte man ihm schon ausgezogen. Der arme Bursch sah aus, wie Einer, der schon gehängt ist, sein Gesicht war kreideweiß, die Beine schlotterten, der ganze Körper bebte.

Der Baron Paul stand nicht weit von ihm mit verschränkten Armen mit finster drohendem Gesichte.

Der Feldhüter war im Begriff, in den Kreis zurückzukehren; dann sollte die neue Exekution beginnen.

Der brave Baron Burkhard hatte sich wieder davon machen wollen, als er den Schäfer Stoffel sah; er wurde aufgehalten. Die ganze neue Exekution wurde aufgehalten.

Von der andern Seite des Schloßhofes kam ein Mann herbeigerannt. Er eilte, als wenn es sein Leben gelte.

Es war ein kräftiger, hübscher junger Mann, aber sein Gesicht war leichenblau, sein Blick war wie erloschen.

„Der Friedrich!“ sagten die Leute, als sie ihn erkannten. Sie sagten es mit Schrecken und Entsetzen.

Es war der Rutscher Friedrich, der Verlobte der soeben Gezüchtigten, die von zwei Männern daher getragen ward. Er sah die Arme und floh auf sie zu.

Mutter, ich habe dir im vergangenen April Alles überhandt, was ich entbehren konnte, um dich zu unterstützen. Aber Gott ist mit uns, er wird es nicht zugeben, daß du zu Grunde gehst, ebensowig wie meine Schwester Trinidad, die kleine Yankee.

Ich habe dir bisher nichts vom Tode meines Bruders Louis gesagt, weil ich fürchtete, du würdest vor Schmerz sterben. Er ist gegen den 1. Jänner hin bei Tagpan im Staate Valiso gefallen. Mutter, ich hinterlasse nichts als einen makellosen Namen, denn niemals habe ich je etwas genommen, was mir nicht gehörte. Ich hoffe, daß Gott mir meine Sünden vergeben und mich in seiner Glorie empfangen wird. Ich sterbe als Christ, und ich sage euch allen Lebewohl, dir, Dolores und der ganzen Familie als dein ganz gehorsamer Sohn **Jose Maria Arteaga.**
Carlos Salazar schreibt:

„Uruapan, 20. Oktober 1865.“

Angebete Mutter! Es ist sieben Uhr Abends und General Arteaga, Oberst Villa-Somez drei andere Führer und ich, wir sind soeben verurtheilt worden. Mein Gewissen ist ruhig. Ich werde in meinem 33. Lebensjahre in das Grab hinabsteigen, ohne einen Flecken auf meiner militärischen Laufbahn, ohne einen Makel auf meinem guten Namen. Weine nicht, sondern fasse Muth, denn das einzige Verbrechen meines Sohnes ist, eine heilige Sache vertheidigt zu haben, die Unabhängigkeit seines Vaterlandes.

Das ist's, warum ich erschossen werde. Ich habe kein Geld, denn ich habe nichts zurücklegen können; ich lasse dich ohne Vermögen, aber Gott wird dir helfen, dir und meinen Kindern, die stolz darauf sein werden, meinen Namen zu führen. Erziehe meine Kinder und meine Brüder auf der Bahn der Ehre, denn das Schaffot kann nicht den Namen eines Patrioten brandmarken.

Adieu, liebe Mutter, ich werde deine Segnungen in meinem Grabe empfangen. Küß meinen guten Onkel Louis für mich, Thelma, Lupe und Fabille sowie Carmelite, Cholita und Manuette, gib ihnen viele Küsse und das innigste Lebewohl meines Herzens; Ersterer vermache ich meine silberne Uhr, Manuel meine Kleidungsstücke. Recht viel herzliche Grüße an meinen Onkel, meine Tanten und meine Cousinsen, an alle meine Freunde, die Patrioten, und nun nimm das letzte Lebewohl deines ergebenen und gehorsamen Sohnes, der dich sehr lieb hat.“

(Schnelle Fahrt nach Newyork.) Das deutsche Postdampfschiff „Cimbria“, welches, geführt von Kapitän Trautmann, am Sonntag, den 2. Juni, seine Reise von Hamburg nach Newyork antrat, erreichte Sandy Hook schon am Mittwoch den 12. Juni Abends. Da die „Cimbria“ diese Reise in 10 Tagen und 17 Stunden zurückgelegt, so ist diese Ueberfahrt die schnellste, die je zwischen den beiden Häfen gemacht worden. Wenn man annimmt, daß die Fahrt von der Elbe nach Southampton gewöhnlich ungefähr 36 Stunden erfordert, so ergibt sich für diese Reise der „Cimbria“, wenn sie von Southampton aus zurückgelegt worden wäre, eine Dauer von nur 9 Tagen und 5 Stunden. Die durchschnittliche Geschwindigkeit des Schiffes betrug 32 Meilen im Tage. Die Hamburger Linie wird demzufolge nunmehr durchschnittlich alle 14 Tage die Vereinigte Staaten-Post von Newyork bringen, und auch die deutsche Post, die immer an Bedeutung zunimmt, wird von nun an den Hamburger Dampfern ohne Ausnahme jeden Sonnabend von Newyork gegeben werden.

(Schweiz.) Der Bundesrath hat i. J. 1866 48,000 Franken für wissenschaftliche und gemeinnützige Zwecke ausgegeben, u. A. an den landwirthschaftlichen Verein, die geschichtsforschende Gesellschaft, den alpwirthschaftlichen Verein, den Kunstverein. Für künstlerische Ausstattung des Bundespalastes hat er 20,000 Franken ausgesetzt, 15,000 Franken für die der Schweiz zugefallene mitteleuropäische Stadtmessung, 11,000 Franken für Wetterkunde.

(Das Kriegsgeschrei.) Ein vernünftiges Wort über die Möglichkeit eines neuen Krieges spricht Bamberger in seiner neuen Schrift über „Die Bedeutung des Friedenswerkes“, worin er behauptet, daß es die öffentliche Meinung gewesen, die in der Frage betreffend Erhaltung des Friedens die Mächte zur Befolgung ihres Gebotes gedrängt. „Vielfach ist jetzt die Ansicht verbreitet, heißt es weiter, daß der Krieg nur vertagt sei. Unterschätze die öffentliche Meinung nicht den Theil von Einfluß, welchen sie auf die Erhaltung des Friedens ausgeübt hat, und sie wird auch zu dessen Dauerhaftigkeit das Ihrige beizutragen im Stande sein.“ Man lebt es heutzutage, von mancher Seite sich über die Sängler, Turner und Schützen lustig zu machen. „Die Freiheit würde nicht erkungen, sagen die einen, die Einheit nicht durch Reden auf Schützenfesten gemacht.“ Leider diesmal nicht; allein wer hat denn bewirkt, daß jetzt wenigstens für einen Theil von Deutschland ein Parlament tagt. Ob gut oder schlecht, ist nicht die Frage. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß es den preussischen Junkern nie in ihrem Leben eingefallen wäre, eine solche Volksvertretung zuzugestehen, wenn nicht die bespöttelten Feste gezeigt hätten, daß man auf das Volk jetzt Rücksicht nehmen muß. Würde das Volk nur in regerer Weise, wie angedeutet, seinen Willen kundgeben, die Regierungen würden es nicht wagen, so Vieles gegen seinen Willen zu unternehmen.“

(Vollsthümliche Wissenschaft.) Ueber die Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz v. Holzendorff. Berlin. Lüderische Buchhandlung, berichtet die Spenerische Zeitung: „Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die deutschen Gelehrten jetzt den Kopf abgestreift haben, welcher der Geltung der deutschen Wissenschaft im Auslande so lange nachtheilig war, so müßte diese Sammlung gemeinverständlicher Vorträge ihn vollständig liefern. Verständlicher zugleich und belehrender, eleganter und anziehender kann ein wissenschaftlicher Gegenstand nicht behandelt werden. Allerdings hätte Dove, wenn er es nicht vorgezogen, ein großer Naturforscher zu werden, ein großer humoristischer Schriftsteller werden können, wie man aus dem folgenden köstlichen Lobe des Bades ersehen mag: „Wenn vom naturwissenschaftlichen Standpunkt den künstlichen Mineralwässern dieselbe Bedeutung zugeschrieben werden muß, als den natürlichen, so soll doch damit nicht gesagt werden, daß eine Brunnenkur zu Hause dieselbe Wirkung habe, als eine Badereise. Unter den Gesunden ist der Kranke immer verwaist, nur geduldet; wie anders im Bade, wo Alles krank ist, wo auf dem Gesichte jedes Gastes der Ausdruck liegt, daß er der Mehrheit angehört, wo er aussieht, wie ein Abgordneter, welcher, indem seine Partei zur Mehrheit geworden, die resignirte Oppositionsmiene ablegt, die noch vor Kurzem so merkwürdig abstand gegen den Aplomb, durch welchen die Stützen der Regierung sich von den übrigen Geschöpfen dieser Erde unterscheiden. Hierzu kommt die Diät, die, da sie auch im Interesse

„Sie ist todt!“ schrie er, wie ein wildes Raubthier auf die beiden Träger zustürzend. Er riß ihnen die Ohnmächtigen aus den Armen.

„Sie ist todt!“ schrie er noch einmal, „gemordet! Ihr habt sie gemordet, Mörder!“

Im selben Augenblicke aber fühlte er auch ihr warmes Leben. Sie schlug die Augen auf; sie erkannte ihn.

„Friedrich!“ sagte sie mit matter Stimme.

„Du lebst, Christine? O, Gott sei gedankt! Aber fort von hier! fort, fort!“

Der kräftige Mann trug das zarte Geschöpf leicht wie eine Feder und wollte mit ihr fort.

Der Baron Paul hatte den Feldhüter einen Wink gegeben, worauf er dem Kutscher entgegentrat und ihm befehlend zurief: „Das Mädchen bleibt hier — und auch Du!“

Der Kutscher sah den Menschen einen Augenblick verwundert an. Er hatte nur an seine Verlobte gedacht, daß sie noch lebe, daß er sie wieder habe.

„Was wollt Ihr?“ fragte er.

„Das Mädchen bleibt hier! Sie ist noch Magd im Schlosse. Kein Mensch darf eigenmächtig den Dienst verlassen. Und auch Du —“

Da begriff der Kutscher ihn, und sein Gesicht war nicht mehr blaß, die glühende Röthe des Borns stieg hinein; und seine Augen waren nicht mehr erloschen, ein wildes Bornfeuer leuchtete darin.

„Glender Schurke, rührst Du uns an!“ — rief er.

Der Feldhüter wollte sich zurückziehen.

„Du wirst meinem Befehle gehorchen!“ rief ihm drohend der Baron Paul zu.

Der Feldhüter zog seinen Säbel. Er hatte einen Dienstsäbel. Zum Gute gehörte ja die Polizei, und der Baron Paul war der Polizeiinspektor und der Feldhüter war sein Polizeidiener.

Er wollte mit der gezogenen Waffe gegen den Kutscher eindringen.

Der Kutscher war im Augenblicke unchlüssig, was er thun sollte; aber er hatte sich schnell gefaßt. Mit der Ohnmächtigen im Arme konnte er sich nicht wehren. Ohne sie wollte er sich nicht befreien. Aber etwas Anderes wollte er. Man sah es den glühenden Augen an, daß ein finsterner Entschluß schnell in ihm reif geworden war.

„Tragt sie in das Haus!“ sagte er zu den Männern, denen er die Gezüchtigte abgenommen hatte.

„Hier bin ich! Was wollt Ihr von mir?“ wandte er sich dann zu dem Feldhüter.

„Du wirst es von dem Herrn Baron erfahren; folge mir.“

Er ging mit dem Feldhüter in den Kreis der Leute, in deren Mitte der Baron frei dastand.

„Was befehlen der Herr Baron?“

„Die gnädige Frau hatte Dir fünfundzwanzig Piebe diktiert.“

„Die gnädige Frau ist todt, Herr Baron.“

„Um so mehr muß man ihren letzten Willen ehren.“

„Herr Baron —“

„Du bekommst Deine fünfundzwanzig, jetzt gleich.“

„Herr Baron, darf ich noch vorher eine Bitte aussprechen?“

„Du unterwirfst Dich also?“

„Ja!“

Der Baron sah ihn verwundert an. Die Umstehenden sahen und horchten alle verwundert auf.

„Um was bittest Du?“ fragte der Baron.

„Herr Baron, lassen Sie mich nicht durch den Wilm prügeln und nicht hier, öffentlich vor den Leuten. Sie hätten das Recht, ich weiß es. Aber ich bitte Sie. Es würde meinem Fortkommen schaden.“

Der Baron war noch überrascht. Dann sagte er:

„Höre, Bursch, Du hast Dich immer anständig geföhrt. Du bittest mich jetzt hübsch ordentlich und doch nicht wieder darauf, daß Du preussischer Dragoner warst — darauf, eben wie hier zu Lande nichts. — Komm' mit in die Scheune, Du sollst anständig begnadelt werden. Wilm, gib mir Deinen Stock.“

„Ich danke Ihnen, Herr Baron.“ sagte Friedrich.

Fünfzehn Schritte von dem Büttnungsplatze lag eine Scheune. Der Baron Paul schritt auf sie zu; der Kutscher Friedrich folgte ihm. Beide traten in die Scheune.

„Darf ich die Thür anlehnen, Herr Baron?“ fragte der Kutscher.

„Ja.“

Der Kutscher lehnte die Thür der Scheune an; man sollte nicht von außen hineinsehen können.

„Der Friedrich ist doch ein prächtiger Kerl!“ murmelten die Leute, die zurückgeblieben waren. Alle horchten mit angehaltenem Athem dem, was in dem Innern der Scheune sich begeben werde.

(Fortsetzung folgt.)

der Wirthe liegt, hier viel strenger gehalten wird; endlich die unendliche Heilkraft des Müßigganges nicht allein für die, welche zu Hause mit Geschäften überladen, sondern auch für die, welche daran gewöhnt sind, weil zum ersten Mal das Gefühl erfüllter Pflicht ihr Herz stolzer bewegt. Ueberhaupt ist Jeder ein Anderer geworden. Man begegnet Bankiers, die im Lesezimmer früher nach der Bodeliste, als dem Courszettel greifen, Juristen, die über einen vorgelegten Rechtsfall dieselbe Meinung äußern, Rätthe ohne die strenge Amtsmiene, welche nur ahnen lassen wollen, daß dem geheimnißvollen Ausdruck derselben eine Wirklichkeit zu Grunde liege, Militärs als gewöhnliche Menschen verkleidet und als Gegensatz dazu Leute in negativem Infognito, die nichts sind und glauben machen wollen, sie wären was Rechts. Welcher Kranke soll da nicht ein Anderer, d. h. gesund werden."

(Die ersten Folgen des Suezkanals für Oesterreich.) Die Suezkanal-Gesellschaft hat bekanntlich vor wenigen Wochen auf ihren halbvollendeten Wasserstraßen einen provisorischen Verkehr eröffnet. Sie verladet die Tonne Kohlen mit 21, die Tonne anderer Güter mit 25 Franken zwischen Port-Said und Suez. Die große russisch-Eisenbahn-Gesellschaft war die erste, welche dieses Ereigniß zum Ausgangspunkte umfassender Unterhandlungen über Errichtung eines direkten Verkehrs zwischen Triest und St. Petersburg gemacht. Man sandte Kommissäre nach Wien, und es fanden dort in den letzten Tagen sehr wichtige Berathungen statt. Namentlich ist es den Bemühungen der Südbahn gelungen, zwischen Süd-, Nord- und russischer Bahn einen Tarif herbeizuführen, laut welchem indische und Levantiner Güter von Triest nach St. Petersburg 130 Franken für die Tonne oder ungefähr $\frac{7}{10}$ Kr. für den Zentner und die Meile zahlen werden. Der Erfolg, heißt es, verspricht großartig zu werden. Nach Feststellung des Tarifs wurden sogleich für den Verkehr Triest-Petersburg 50,000 Zentner Del zur Verfrachtung angemeldet, die sonst den Seeweg genommen hätten.

Marburger Berichte.

(Gewerbe.) Bei dem Bezirksamte Marburg wurden im verflossenen Monat keine freien Gewerbe angemeldet. Anton Valentin in der Gemeinde Elemen erhielt die Bewilligung zur Eröffnung eines Gasthofs.

(Pettauerfahrt.) Die angekündigte Wasserfahrt zu dem Langkränzchen in Pettau hat am Sonntag wirklich stattgefunden: außer der Musikkapelle des hiesigen Jägerbataillons nahmen siebzehn Personen Theil an derselben. Mehrere Tanzlustige des furchtamen Geschlechtes benutzten auch zur Hinfahrt die Eisenbahn.

(Wettfahrt.) Am Sonntag unternahmen die Herren: Badl und Schraml eine Wettfahrt vom Südbahnhof in Marburg bis zum Gasthause

der Frau Hubmann in Straß, fünf Stunden weit. Mag. Freiherr von Raß hatte mit Herrn Badl 100 fl. gewettet, daß Herr Schraml zuerst eintreffe. Herr Badl fuhr einspännig, Herr Schraml mit einem Zweigespann. Die Pferde durften nur im scharfen Trab laufen: Unfälle am Wagen sollten dem Lenker nicht zugerechnet werden. Nachmittags um drei Uhr begann die Fahrt: Herr Badl hatte binnen fünfundsiebzig Minuten St. Egidii erreicht, als eine Spaltung am linken Vorderhufe seines Pferdes ihn nöthigte, zu halten und auszuspannen: er hatte einen Vorsprung von beinahe einer Viertelstunde. Herr Schraml brauchte zur Fahrt nach dem Orte der Bestimmung achtundsünfzig Minuten. In Straß hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft aus dem Marktflecken und der Umgebung eingefunden und waren auch von Marburg viele Gäste zu Wagen, zu Pferde und mittels Eisenbahn dorthin gekommen. Zwanzig Minuten vor acht Uhr Abends wurde vom Herrn Schraml die Heimfahrt angetreten und Marburg nach einem Verlaufe von zweiundsünfzig Minuten erreicht.

(Den Wunden erlegen.) Johann Dworschak, Winzer in Epsau, der unserem Berichte zufolge am Peterstage von Raufbolden zum Lohne für seine Vermittlung lebensgefährlich verletzt worden, ist am 8 d. M. gestorben, nachdem der Arzt ihm Tags zuvor noch einige Steinchen aus der eingeschlagenen Hirnschale genommen. Dworschak war verheiratet und hinterließ mehrere Kinder.

(Ein redlicher Finder.) Gestern nach der Ankunft des gemischten Zuges fand der neunjährige Knabe des Herrn Fischer, der im Weiserischen Hause wohnt, auf dem Südbahnhof eine Brieftasche mit beiläufig 50 fl. Banknoten. Auf dem Wege zum Gemeindeamt gefellte sich dem Knaben eine weibliche Unschuld vom Lande bei und begehrte einen Theil des Gefundenen; der Kleine weigerte sich jedoch und brachte die Brieftasche sammt dem Inhalt zu dem Gemeindebeamten, wo ein reisendes Fräulein aus Graz sich als rechtmäßige Eigentümerin ausweisen konnte. Der Knabe hat den gesetzlichen Finderlohn empfangen.

Letzte Post.

Der Beschluß des galizischen Landtages, betreffend die Bildung eines Landes-Unterrichtsrathes, ist genehmigt worden.

Die Gemeindevertretung von Ofen hat beschlossen an den Kaiser wegen der Erschießung des Kaisers Maximilian eine Beileidsadresse zu richten.

Der spanische Aufstand wächst: General Prim hat Paris verlassen, um sich an die Spitze desselben zu stellen.

Die Nachricht, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika beschlossen, an Juárez keinen Vertreter zu senden, wird nicht bestätigt.

Telegraphischer Wiener Cours vom 9. Juli.

5% Metalliques	59.65	Kreditaktien	157.20
5% National-Anlehen	69.90	London	125.65
1860er Staats-Anlehen	88.90	Silber	122.75
Bankaktien	715.—	K. K. Münz-Dukaten	5.98 $\frac{1}{2}$

Angelkommene in Marburg.

Vom 6. bis 9. Juli.

„Erzherz. Johann.“ Die Herren: Peschle, k. Appellationsrath, Triest. Stark, Priv., Wien. Proschkau, Agent, m. Frau, Wien. Pernath, Kaufm., Wien. Illmayer, Baumeister, Bruck. Kaluzniak, Beamter, Kindberg. Claffen, Ingen., Feldkirchen. Schmidt, Radlermeister, Graz. Steyer, Kaufm., Graz. Pralles, Grophändler, Sibiswald. — Frau Winder, Priv., Wien. Fr. Kossár, Beamtenstochter, Radkersburg. „Stadt Werau.“ Die Herren: Wemberger, Priv., Wien. Mohornis, Priv., Villach. Wenhof, Restaur., Klagenfurt. Brandl, Wäscher u. Schwarz, Private, Graz. Fischer, Priv., Brod. Leman, Priv., m. Tochter, Barasdin. „Möhren.“ Die Herren: Kain, Fabrikant, Wien. Hansz, Zahnarzt, Graz. Mittschl, Professor, Graz. Siegerl, Priester, H. Kowatsch, Krämer, Wahrenberg.

Verein „Mercur“.

Die nächste Monats-Versammlung findet heute Mittwoch den 10. in den Vereinslokalitäten statt, wozu alle Mitglieder eingeladen werden.

Dienstverleihung.

Beim hiesigen Casino ist die Stelle eines Casinodieners zu besetzen, mit welcher ein Jahresgehalt pr. 300 fl. ö. W., das Garderobegeld und die Colporteursbezüge verbunden sind.

Kompetenten wollen ihre Gesuche bis 15. Juli d. J. beim Vereinsvorstande Herrn Alois Edlen von Feyrer überreichen.

Marburg am 6. Juli 1867.

353) Das Verwaltungs-Komitée.

Eine Wohnung

mit zwei oder drei Zimmern, Sparherdfläche, Speisegewölbe, Bodenantheil, Keller und Holzlege ist sogleich zu beziehen. — Nähere Auskunft bei Herrn Schneebacher, vormals Ziegner.

Beachtenswerth!

Unterzeichneter besitzt ein vortreffliches Mittel gegen nächtliches Bettnähen, sowie gegen Schwächezustände der Harnblase und Geschlechtsorgane. Auch finden diese Kranken Aufnahme in des Unterzeichneten Heilanstalt.

Spezialarzt Dr. Kirchhoffer, in Kappel bei St. Gallen (Schweiz).

Verantwortlicher Redakteur: Franz Westhaller.

Nr. 6906.

(354)

Edikt.

Vom k. k. Bezirksgerichte Marburg wird bekannt gemacht: Es sei über Ansuchen der Erben die freiwillige Veräußerung der zum Verlasse der am 16. Mai 1867 verstorbenen Realitätenbesitzerin Frau Viktoria Uebeleis gehörigen Fahrnisse, als: Weine, und zwar:

a) bei der Weingartrealität in der Gemeinde Posruck:

- 34 Startin 1866er
- 7 " 1862er
- 6 " 1863er
- 7 " 1864er
- 1 $\frac{1}{2}$ " Rothwein.

b) Bei der Behausung in der Kärntnergasse zu Marburg:

- 27 $\frac{1}{2}$ Startin 1866er
- 6 " 1865er
- 16 $\frac{1}{2}$ " 1863er

Haus-, Keller- und Zimmer-Einrichtungsstücke, Wäsche, Bettzeug, leere Fässer u. s. w. beilligt und zu deren Vornahme die Tagelohnung in der Gemeinde Posruck auf den 26. Juli l. J. Vormittags von 9—12 Uhr und Nachmittags von 3—6 Uhr, nöthigenfalls auch auf den darauffolgenden Tag, und in der Kärntnergasse zu Marburg auf den 27. Juli l. J. Vorm. von 9—12 Uhr und Nachm. von 3—6 Uhr und die darauffolgenden Tage mit dem Beisatze angeordnet worden, daß die feilzubietenden Gegenstände nur um oder über den von den Erbsinteressenten unter Beziehung eines beeideten Schömmannes bei der Tagelohnung bekannt zu gebenden Ausrufspreis, u. z. die Weine gegen sogleichen Erlag der Hälfte des Meistbotes, die übrigen Fahrnisse aber gegen sogleiche Barzahlung an den Meistbietenden hintangegeben werden. Marburg am 28. Juni 1867.

Eisenbahn-Fahrordnung für Marburg.

Nach Wien:	Nach Triest:
Abfahrt: 6 Uhr 25 Min. Früh.	Abfahrt: 8 Uhr 14 Min. Früh.
7 Uhr 3 Min. Abends.	8 Uhr 48 Min. Abends.
Nach Villach: Abfahrt: 9 Uhr Früh.	
Die gemischten Züge verkehren täglich in der Richtung nach	
Wien:	Triest:
Abfahrt: 12 Uhr 34 Min. Mittags.	Abfahrt: 1 Uhr 32 Min. Mittags
Die Eilzüge verkehren täglich zwischen Wien und Triest.	
Nach Wien:	Nach Triest:
Abfahrt: 2 Uhr 46 Min. Mittags.	Abfahrt: 1 Uhr 52 Min. Mittags.

Feuer-Signale für Marburg.

An der großen Glocke des Stadtpfarr-Thurmes:

- 4 Schläge bei einem Brande in der inneren Stadt.
- 3 " " " " " " Grazer-Vorstadt.
- 2 " " " " " " Kärntner-Vorstadt.
- 1 Schlag " " " " " " Magdalena-Vorstadt.

J. K. Et. G. Druck und Verlag von Eduard Janschitz in Marburg.